

Belebt Konkurrenz auch die Wissenschaft?

*Über Wissen und Spekulation, Wissenschaftsförderung und Ideologie.
Von Michael Hampe*

Manche fordern, auch der Wissenschaftsbetrieb solle marktähnlich organisiert sein. Unter den Bedingungen der verschärften Konkurrenz um Forschungsgelder könnten Wissenschaftler jedoch geneigt sein, den Mund zu voll zu nehmen.

Niemand weiss alles. Trotzdem gibt es seit dem Altertum Aussagen über die Welt als ganze. Sie sei ein beseeltes Tier, meinte Platon; ein Uhrwerk, glaubte Leibniz; ein Computerprogramm, behauptet heute Stephen Wolfram. Das sind Analogien, die sich aus der Faszination für bestimmte Wirklichkeitsbereiche ergeben: das Lebendige, das Mechanische, das Kalkulierbare. Diese Faszinationen haben jedoch auch mit der Ausdehnung von Geltungsansprüchen des Wissens zu tun.

Wissenschaften schaffen und prüfen Wissen, das für «endliche» Bereiche gilt. Es sind immer ganz bestimmte Gegenstände und Prozesse, die in Laboratorien präpariert und isoliert werden. Weil die empirischen Überprüfungen von Behauptungen in den Erfahrungswissenschaften auf der ganzen Welt wiederholbar sein müssen, haben ihre Methoden standardisiert zu sein. Diese Beschränkung und Disziplinierung des Wissens war Grund des technischen Erfolges der Erfahrungswissenschaften. Wissen, dessen Geltungsbereich definiert ist, kann Ausgangspunkt von Interventionen in einem klar umrissenen Bereich sein.

Grenzen der Erfahrung

Die Welt wie die Natur als ganze können dagegen weder in ein Labor gesteckt noch angehalten werden. Es gibt nichts ausserhalb ihrer, in dem sie betrachtet werden könnten; und sie verändern sich dauernd. Vor dem Hintergrund der letztlich auf Kant zurückgehenden Erkenntnistheorie kann es deshalb kein wissenschaftliches Wissen über Welt und Natur im Ganzen und kein Handeln ihnen gegenüber geben. Oder anders gesagt: Kosmologien (und Naturphilosophien) bleiben Spekulationen. Dass diese im Grunde einfachen und seit zweieinhalb Jahrhunderten bekannten Überlegungen nicht dazu geführt haben, dass von universalen Wissensansprüchen Abstand genommen wird, mag verwundern. Auch Bücher wie die des genialen Physikers Stephen Hawking über Gottes Handeln vor dem Urknall, das sich solche Einsichten offenbar nicht zu Herzen nimmt, haben weiterhin Konjunktur. Man kann das – wie Kant – auf den nicht disziplinierbaren menschlichen Erkenntnisdrang zurückführen, der immer wieder seine Grenzen überschreitet und auch da glaubt, wissen zu können, wo ihm das nicht möglich ist. Es hat jedoch auch Gründe in der Wissenschaftsentwicklung, solche, die neueren Datums sind.

Der technische und damit finanzielle Aufwand der Erzeugung und Überprüfung von Erfahrungswissen wird immer grösser. An der Spitze stehen Hochenergiephysik und medizinische Forschung. Es sind vor allem die Steuerzahler, die den finanziellen Aufwand für diese Forschungen aufbringen. Deshalb müssen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für ihre Projekte werben. Sie werden miteinander in Konkurrenz gebracht, haben sich gegenüber den Laien, die sie und ihre Apparate bezahlen, darzustellen und zu rechtfertigen.

Dass Konkurrenz für die Konkurrierenden gut sei, sie unter Entwicklungsdruck setze, ist eine Devise der freien Marktwirtschaft. Erfahrungsgemäss kann in Konkurrenzsituationen ein wenig Übertreibung helfen. Dass der neurowissenschaftliche Nachweis der Nichtexistenz des freien Willens förderungswürdiger erscheint als die Erforschung der Evolution der Plattwürmer oder es sich eher lohnt, die Suche nach den letzten Bausteinen der Materie zu unterstützen als die nach der zweiten Abschrift eines Minnesangs, scheint auf der Hand zu liegen. Je grösser und grossartiger ein Erkenntnisziel, umso förderungswürdiger erscheint es.

Ist es aber gut, dass die in marktähnliche Verhältnisse gebrachte Wissenschaft auf diese Weise zur Expansion angetrieben wird?

Sicher ist es, erstens, nicht gut, wenn dem Wissen und der Wahrheit verpflichtete kulturelle Institutionen wie die Wissenschaften eine Tendenz zur Übertreibung entwickeln. Denn Übertreibungen sind unwahrhaftig. Zweitens sind die Marktvorstellungen, die die Grundlage der Überzeugung abgeben, dass Konkurrenz nicht nur das Geschäft belebe, sondern in jedem Fall, auch in der Schule und in der Wissenschaft, für die Konkurrierenden und die Verwirklichung ihrer Ziele gut sei, nicht Teil eines erfahrungswissenschaftlichen Wissenssystems. Die Nationalökonomie und die Betriebswirtschaftslehre sind zwar mathematisierte, doch keine experimentell abgesicherten Wissenssysteme.

Kühne Verallgemeinerungen

Man kann mit Volkswirtschaften oder gar der Weltwirtschaft keine Experimente veranstalten. Man kann hypothetische Formeln entwickeln und im Computer Simulationen laufen lassen. Auch die flüchtige Evidenz der empirischen Sozialforschung steht der Volkswirtschafts- und der Betriebswirtschaftslehre zur Verfügung. Doch gemessen an den Massstäben der Physik oder der Chemie bleiben diese Disziplinen weitgehend spekulativ; sie können ihre allgemeinen Theorien eigentlich nur mit historischen Erfahrungen, etwa von vergangenen Weltwirtschaftskrisen oder dem Untergang von Planwirtschaften, überprüfen.

Wenn man die Wissensansprüche einer weitgehend spekulativen Disziplin auf einen anderen Gegenstandsbereich überträgt, kommt es zu einer

Spekulation zweiter Stufe. Man vermutet, dass etwas in einem bestimmten Bereich gilt – das ist die Spekulation erster Stufe –, und überträgt es auf einen zweiten. Wird eine solche Übertragung nicht in Zweifel gezogen, sondern als angewandte Wissenschaft eingestuft, hat man es mit einer Ideologie zu tun. Denn unter Ideologien sind nicht einfach Überzeugungssysteme zu verstehen, die nicht wahr sind, aber verbreitet werden, um das Handeln zu lenken. Man kann sie auch als das Ergebnis der ungeprüften Ausdehnung des Geltungsanspruchs von Wissen beschreiben.

Wer nachweisen kann, dass Kalorienreduktion bei Mäusen zu Lebensverlängerung führt, und verkündet: «Kalorienreduktion verlängert das Leben», trägt zur Ideologisierung seines Wissens bei. Nun ist das Forschungsergebnis, dass Mäuse, die weniger zu sich nehmen, länger leben, natürlich weniger aufregend als die Annahme, alle lebten länger, wenn sie die Nahrungszufuhr drosselten. In einer Konkurrenzsituation, in der es etwa um die weitere Förderung einer Forschung geht, könnten Wissenschaftler deshalb zu Ideologisierungen dieser Art neigen.

Eine Hypothese

Das bedeutet, dass die Behauptung, marktförmige Konkurrenz fördere die Wissenschaft, ideologisch ist. Denn wo ist der empirische Nachweis, dass Wissenschaftssysteme, in denen solche Konkurrenz herrscht, mehr und verlässlicheres Wissen hervorbringen als solche, in denen das nicht der Fall ist? Aber nicht nur das. Darüber hinaus könnte es sein, dass die ideologische Ausdehnung des Spruchs «Konkurrenz belebt das Geschäft» auf Wissenschaftssysteme auch die Ideologisierung der Wissenschaften selbst fördert – dass die eine Ideologisierung also weitere nach sich zieht. Im Falle der auf Wahrheit verpflichteten Wissenschaft würde die Konkurrenz dann die Gefahr der Schädigung der Wissenschaft mit sich führen, weil sie zur Unwahrhaftigkeit verleiten kann.

Auch diese Überlegung selbst ist natürlich kein Wissen, sondern eine Vermutung. Doch sie besitzt genug Plausibilität, um zumindest als Ausgangspunkt für eine zu prüfende Hypothese zu taugen: Die Wissensgeschichte könnte untersuchen, ob die Menge an Übertreibungen und Betrugsfällen in der Wissenschaft da zunimmt, wo die Konkurrenz von Wissenschaftlern um Gelder verschärft wird. Gäbe es eine solche Korrelation, könnte ihr Nachweis heilsam ideologiekritisch auf Wissenschaftsbetrieb und Wissenschaftsförderung einwirken.

Prof. Dr. **Michael Hampe** lehrt Philosophie an der ETH Zürich. 2011 ist sein Buch «Tunguska oder das Ende der Natur» (bei Hanser) erschienen.